

ausreißer

Die Grazer Wandzeitung

#99 | 2021



ISSN 2518-3583 // Bild: Lena Prehat

wORTwechsel

raum und text teilen: wORTwechsel

Räume öffnen, Barrieren abbauen, Menschen miteinander ins Gespräch, in Berührung bringen. Text und Stadt neu denken und schreiben. Das sind nicht nur postpandemische Ansinnen, vielmehr ist ihre Umsetzung schlicht notwendig, ihre Dringlichkeit wurde durch Corona weiter verstärkt. Denn die Distanzen sind noch größer geworden – die sozialen, die politischen, die gesellschaftlichen, die persönlichen. Genau hier setzt das Projekt wORTwechsel an, setzt sich aus und zusammen, mit und unter den aktuellen Bedingungen und Verhältnissen.

Die gesellschaftlichen Barrieren, die die Teilhabe am institutionellen kulturellen Geschehen für viele Menschen verhindern, bestehen nach wie vor, sie wurden sogar weiter verschärft.

Für den *ausreißer* ist die Präsenz, das Agieren im öffentlichen Stadtraum integraler Bestandteil seines Publikationskonzepts als Non-Profit-Medium, als Community-Plattform, als urbane Wandzeitung. Die Bedeutung von egalitär nutzbarem öffentlichem Raum bzw. dessen Fehlen ist in diesem Jahr deutlicher als je zuvor sichtbar geworden.

Das Literaturhaus Graz wiederum wollte von institutioneller Seite aus Raum aufmachen – so ist diese Kooperation im Rahmen des Grazer Kulturjahr 2020 entstanden. Literatur, Text, Schreiben, raus in die Stadt, an Orte, die selten auf literarischen Landkarten auftauchen. Das war und ist die Idee von wORTwechsel.

Dieser wiederum bedeutet für uns nicht ein einmaliges Auftauchen und wieder Verschwinden, sondern Aufbau dauerhafter Kontakte, anhaltenden Austausch und nachwirkende Kommunikation, die wechselseitig Türen und Buchdeckel öffnet.

Zu Kooperationspartner*innen sind dabei das Arbeitsmarktser-vice (AMS) Graz Nord (*über.arbeiten*), die Justizanstalt Graz-Karlau (*zwischen.zeilen*), Geschäfte und Läden im Griesviertel (*wasch.gang*) sowie in der Triestersiedlung das Stadtteilbüro Triester (*stadt.teilen*) geworden. Sie haben es Autor*innen ermöglicht, vor Ort zu recherchieren, Menschen zu treffen, Gespräche zu führen, Eindrücke zu sammeln, die schließlich zur Ausgangsbasis von Texten wurden. Die wiederum geben Lesenden die Chance, Zugänge zu finden, Erfahrungen zu teilen und eigene zu machen, neugierig zu werden und bestenfalls vorgefertigte Positionen zu hinterfragen.

Sämtliche Veranstaltungen waren jeweils vor Ort geplant, dafür mussten pandemiebedingt mitunter andere Lösungen gefunden werden. Klar ist, nichts kann den persönlichen Kontakt, die unmittelbare Präsenz ersetzen. Doch Text und Stadt sind untrennbar miteinander verknüpft, verwoben, an- und ineinander verschrieben und verändern sich daher auch gegenseitig. Immer und immer wieder.

Also, Wechselseitigkeit und Zugänglichkeit. Gast sein und Gastgeber*in. Zum *drauf.schauen* schließlich laden wir alle Beteiligten ins Literaturhaus ein. Alle, die trotz mitunter schwieriger – pandemischer, öffentlicher, persönlicher – Umstände weitergemacht haben. Mit dem Öffnen und Reden. Der Neugierde und dem Zuhören. Dem spontanen Dazukommen und dem kurzen oder langen Bleiben. Dem Lesen und Nachdenken und Schreiben und Kommunizieren. Dem Mut, auch die eigenen Grenzen zu überschreiten. Im Gespräch, in der Stadt, im literarischen Text. Wir alle brauchen noch viel mehr von diesem Mut. Immer und immer wieder.

Hier präsentieren wir auch diese *ausreißer*-Ausgabe zum wORTwechsel. Darin sind Auszüge aus Texten, die im Rahmen des Projekts entstanden sind, publiziert, plakatiert an den *ausreißer*-Standorten der Stadt. In den kostenlos aufliegenden bzw. erhältlichen Faltausgaben sind umfassendere Ausschnitte und zahlreiche Fotos aus nunmehr eineinhalb Jahren wORTwechsel veröffentlicht, auf unserer Homepage schließlich sind sämtliche in diesem Kontext entstandenen Texte, Bilder und Videos frei zugänglich. Zum Nachlesen und Fortschreiben, für weitere wORTwechsel – utopisch, realistisch, lustvoll, notwendig.



Veronika Bohrn Mena

über.arbeiten

wie wir arbeiten wollen – eine utopie

Die Utopien von gestern sind die Realitäten von heute, sagte in den 1970er Jahren der große österreichische Gewerkschafter Alfred Dallinger. Seither haben sich unsere Utopien jedoch zunehmend an aktuelle Realitäten angepasst und nicht umgekehrt. Vielleicht ist uns der Mut zu träumen abhandengekommen, womöglich trauen wir uns nur noch kleine Wünsche zu. Vielleicht ist das auch darin begründet, dass die öffentliche Debatte seither stur und steif einem Dogma folgt, das grundsätzlich verkehrt ist. Der Irrglaube, dass „die Wirtschaft“ und „der Markt“ übermächtige Naturgewalten wären, denen der Staat, die Politik, ja wir alle hilflos ausgeliefert wären, denen wir uns sogar unterwerfen müssten, sitzt tief. Obwohl sich der alte Leitsatz *„Geht's der Wirtschaft gut, geht's uns allen gut!“* nachweislich wiederholt als falsch erwiesen hat. Dabei ist es eigentlich ganz einfach und es ginge auch ganz anders. Denn ebenso jene profitorientierten Geschäftsmodelle, die über Leichen gehen und „der Markt“ als solches wurde von Menschen geschaffen - und er kann und muss daher auch von Menschen reguliert werden. Denn „die Politik“ und „der Staat“ sind eben nicht dafür da, um die idealen Bedingungen für „die Wirtschaft“ zu schaffen, sondern primär für uns Menschen, die von ihr leben sollen. Das gilt natürlich auch dafür, wie wir unseren Arbeitsmarkt organisieren, wie wir also arbeiten – und leben wollen. Denn die Art und Weise wie wir arbeiten, bestimmt maßgeblich wie wir leben können. Den gesellschaftlichen Wohlstand, die Zeit, die uns zur Verfügung steht, den Stolz, den wir empfinden, die Sicherheit und die Zuversicht, die uns durch schwere Zeiten tragen können, kann uns unsere Arbeit schenken. Oder sie uns wegnehmen. Heute macht uns Arbeit viel zu oft krank, sie zehrt uns aus und lässt uns trotzdem ohne lebenssicherndes Einkommen zurück. Dabei müsste das nicht so sein. Arbeit kann erfüllen, begeistern und Freude bereiten, wir müssen sie dafür nur so

organisieren, wie sie der Mehrheit der Gesellschaft gut tut, wie sie uns als Menschen gut tut.

Stellen wir uns nur einmal vor, wie schön ein Leben ohne Unsicherheit und Existenznot für alle sein könnte. Wie es wäre, wenn alle Kolleg*innen, die gleiche Arbeit tun, auch gleich bezahlt werden würden. Wenn es keine Diskriminierung mehr gäbe, weil alle Einkommen transparent ausgewiesen und begründet würden, vom Vorstand, über die Geschäftsführung, bis zur Reinigungskraft. Wenn es keine Leiharbeits- oder Freien Dienstverträge mehr gäbe, weil allen Arbeitenden ganz selbstverständlich die gleiche Sicherheit, die gleichen Rechte und die gleiche soziale Absicherung zustehen würde. Wenn sich niemand mehr krank zur Arbeit schleppen müsste, weil ein Tag Krankenstand auch ein Tag ohne Einkommen bedeutet. Wenn bezahlter Urlaub für alle eine Selbstverständlichkeit wäre, denn immerhin brauchen wir doch schließlich alle unser Pausen. Und im Falle einer Kündigung für alle die gleiche Kündigungsfrist gelten würde und niemand schon 14 Tage später beim AMS in der Schlange stehen müsste. Stellen wir uns vor, wir müssten uns nicht mehr nach acht, neun oder sogar zwölf Stunden und längeren Arbeitstagen, an fünf Tagen pro Woche müde nach Hause schleppen. Nur um noch kurz erschöpft auf der Couch zu liegen, bevor es am nächsten Tag mit der Arbeit wieder weiter geht. Wie es wäre, wenn wir nicht ständig gestresst und unter Zeitdruck wären, weil vor, nach und zwischen der Arbeit noch irgendwie die Erledigungen des Alltags in den Tag gestopft werden müssen. Nicht jedes Wochenende Berge von Schmutzwäsche und Hausarbeit warten würden, für die unter der Woche einfach keine Zeit bleibt. Wenn es eine Unkultur wäre, Überstunden zu leisten, weil sich die Vorgesetzten dann dafür genieren müssten, dass sie beim Management der Arbeitsverteilung jemandem zu viel zugemutet haben, was als absolutes Übel verpönt wäre. Eine Unterscheidung zwischen Voll- und Teilzeit würde es auch nicht mehr geben, da alle nur 30 Stunden pro Woche arbeiten und die Eltern ihre kleinen Kinder einfach in ihrer unmittelbaren Nähe im betriebsinternen Kindergarten untergebracht hätten. Gegen 15 Uhr würden dann alle gemeinsam noch einen Sprung auf den Spielplatz, in den Park, nach Hause oder zu einem Treffen mit der Familie oder Freund*innen gehen. Die Hausarbeit könnten sich Paare fairer aufteilen, schließlich

hätten beide dafür gleich viel Zeit. Väter, die nicht immer wieder bei ihren Kindern zuhause bleiben würden, wenn sie krank sind, würden in der Arbeit schiefe Blicke der Kolleg*innen ernten und die Vorgesetzte würde sich besorgt erkundigen, ob bei ihnen denn alles in Ordnung sei. So etwas wie befristet Dienstverträge würde es lediglich geben, wenn dafür eine triftige Begründung wie eine Karenzvertretung vorhanden wäre. In dieser Arbeitswelt wäre es üblich, zumindest alle fünf Jahre für sechs Monate oder ein Jahr in Bildungskarenz zu gehen, schließlich wird Bildung und Weiterbildung als ein essentieller Teil der Arbeit angesehen und alle, die es wollen, sollten regelmäßig auf den neuesten Stand ihrer Profession gebracht werden können. Deswegen würden auch Baby-pausen von Frauen und Männern in der Belegschaft nicht weiter auffallen oder zu Mehrarbeit bei den anderen Kolleg*innen führen. Zusätzliche Kolleg*innen wären für diese Pausen ohnehin ein fixer Bestandteil der Personalpläne, denn wir erinnern uns, so etwas wie Überstunden wären eine große Blamage für die Führungsriege des Unternehmens. Strenge Hierarchien würden grundsätzlich vermieden, darauf würden insbesondere auch die Betriebsrät*innen achten, die selbstverständlich in allen Betrieben mit mehr als drei Beschäftigten gewählt werden würden. Unternehmen, die keinen Betriebsrat hätten, würden dies vor ihren Kund*innen ausweisen müssen, da dies bei der Kundschaft allerdings keinen guten Eindruck hinterlassen würde, käme es kaum vor. Aktuelle Unternehmensbilanzen würden die Beschäftigten laufend erhalten, ebenso wie transparente Begründungen für strategische oder wesentliche Unternehmensentscheidungen, bei denen zumindest der Betriebsrat, in schwerwiegenden Fällen ebenso die gesamte Belegschaft mitentscheiden würden.

Pflege und Erziehung von Kleinkindern würde als notwendige Erwerbsarbeit im Dienst der Gesellschaft angesehen, wie auch jeder andere Beruf. Von Müttern, Töchtern, Lebensgefährt*innen und Enkelinnen würde nicht länger erwartet werden, dass sie sich unbezahlt um ihre Liebsten kümmern und sie würden dafür erst recht nicht mit Altersarmut bestraft. Familienarbeit wäre gesellschaftlich hoch angesehen, gleichsam die Elementarpädagog*innen, Pfleger*innen oder Reinigungskräfte oder Arbeitende im Dienstleistungssektor. Für Arbeiten wie ihre, die sowohl körperlich als auch psychisch mit hohen Belastungen einhergehen, würden schon 20 Stunden pro Woche als Vollzeit gelten, denn schließlich könnten sie ihren Beruf so wesentlich länger ausüben, ohne dadurch selbst zu einem Pflegefall zu werden. Die Bewertung von Arbeit wäre grundsätzlich eine andere. Prestige und hohe Entlohnung würden Berufsgruppen zugutekommen, deren Tätigkeiten besonders wesentlich und wertvoll für die Gesellschaft sind. Berufe, deren Sinn lediglich im Erhalt oder der Vermehrung von privatem Profit liegt, hätten einen geringeren gesellschaftlichen Wert und würden daher geringer entlohnt werden. Der Ausbau der baulichen wie sozialen Infrastruktur und viele neue Jobs zur

Lebenserleichterung und Lebensbereicherung der Menschen im öffentlichen Dienst und in den Gemeinden wären ohne große Diskussionen geschaffen worden, die Gesundheit, die Kaufkraft und ordentliche Versorgung aller Mitbürger*innen wäre fraglos die Priorität aller politischen Akteur*innen. In dieser Gesellschaft, in der die Erwerbsarbeit und unbezahlte Familienarbeit derart radikal umverteilt und neu bewertet würden, wäre auch die Erwerbsarbeitslosigkeit kein Problem mehr. Die kürzeren Arbeitszeiten, personellen Aufstockungen und vielen neu geschaffenen Berufsbilder würden ausreichend Arbeitsplätze für alle sicherstellen. Die rund zwei Prozent der Bevölkerung, die trotzdem nicht erwerbsarbeiten könnten oder wollten, würden dafür nicht geächtet, sondern von der Gemeinschaft solidarisch mitgetragen. Denn es gäbe ein grundlegendes Verständnis dafür, dass alle Menschen in ihrem Leben Phasen durchmachen, die es ihnen mitunter nicht erlauben, am Erwerbsleben teilzunehmen. Da Arbeit zudem nicht mehr so belastend wäre und kaum mehr Menschen durch Berufskrankheiten und psychische Erkrankungen wie Burn-out das Gesundheitssystem unnötig belasten würden, wären wesentlich weniger Menschen arbeitsunfähig oder in Frühpension. Vorbei wäre auch die Zeit, in der das Sozialsystem, das grundsätzlich niemanden ausschließen oder schlechter behandeln würde, fast allein durch die Arbeit der Arbeitenden finanziert würde. Finanztransaktionssteuern, Konzernsteuern, Vermögen- und Erbschaftssteuern, Leerstandsabgaben auf ungenutzten Wohnraum und höhere Steuern auf den Besitz von Grund und Boden würden als natürliche Solidarabgabe derjenigen angesehen, die im Leben durch Zufall mehr Glück als andere hatten. Altersarmut gäbe es schlichtweg nicht. Weil allen alten oder kranken Menschen automatisch eine Mindestpension zustünde, von der es sich in Würde und Sicherheit anständig leben ließe. Es wäre eine Gesellschaft, die der Spaltung, der Endsolidarisierung und somit der Schwächung der Einzelnen entgegenwirken würde. Mit hoher Zufriedenheit, niedriger Kriminalität, weniger Suchterkrankungen, dafür mit hoher Lebensqualität und einem freundschaftlichen, friedlichen gesellschaftlichen Klima. Wenn – Dallinger folgend – die Utopien von gestern die Realitäten von morgen sind, dann liegt es an uns, im Heute den Mut zu haben, unsere eigenen Utopien zu formulieren und für diese zu kämpfen. Damit zumindest unsere Kinder und Enkelkinder einmal in einer guten und glücklichen Welt leben können, nicht weil sie durch das Glück der Geburt die Möglichkeit dazu erhalten, sondern einfach nur deshalb, weil sie Menschen sind.

ausreißer
Kultur
im
Management



Kateřina Černá

wasch.gang

unter wasser reisen

Augen, Augen überall, die einen ansehen, anstarren.
Ein Schiff, dessen Bullaugen nach innen gerichtet
sind?

Ein U-Boot, also?

Etwas, das: untertaucht, unsichtbar ist an der Ober-
fläche, aber im *Untergrund* wirkt.

Welches Programm wählst du?

Eine Stunde, eine Stunde vierzig, zwei Stunden
zwanzig?

Wie viele Minuten, Stunden, Monate, Jahre?

So lange würde ich es im U-Boot nicht aushalten.

So lange würde ich es unter Wasser nicht aushalten.

So lange würde ich es hier nicht aushalten.

So lange würde ich es nirgendwo aushalten.

Können wir bitte fahren, können wir bitte
schwimmen?

Wir steigen ein, begeben uns auf die Reise: *Begehung*
von Gründen und Rändern.

Unterwasser-

Krater-, Seelen-,

Seelenkrater- und Seiten-

der dunklen und hellen, ja, auch der hellen Art.

Ein Auge – gerichtet ins Innere der Welt, ins Untere
der Welt, in die Unter-, die Unterwasserwelt, auf
diejenigen am Meeresgrund – wirf doch einen
Blick durch *das Auge, into the very inner.*

Ein magisches Auge.

Ein magisches und ein magnetisches, schwarzes,
blindes Auge, das anziehend ist und schön, ein
Dunkel, in das du fällst und fällst, eine Zeit-, eine
Lichtreise

und Dimension, Dimension – die fünfte, sechste,
siebte.

die Peripherie verschwimmt

setzt Bilder frei

gibt den Blick frei auf

Vorgänge

Bilder

die Augen müssen sich erst gewöhnen

an

Welten

nebeneinander

hintereinander

querverschoben

sehen,

endlich sehen,

dass da noch etwas ist

jemand

noch jemand

außer uns

neben uns

nicht oben oder unten

sondern neben

in der Mitte

Mit- und Nebeneinander-Existenzen.

Reisende.

Ein magisches Bullauge, das verwischt, verwäscht, die Dinge
zunächst verschwommen, dann aber klarer erkennen lässt.

Und schwimmen sollten wir, sollten wir lernen.

Die Männer verstecken ihre Dosen nicht, aber ihre Münder hinter
Mundschutz, Schlürfschutz, schützt Münder vor Wörtern, Wörter
davor, aus Mündern zu schlüpfen.

Schützt die Sprechenden vor dem Sprechen, davor, ein Wort zu
verlieren, ein Wort zu viel zu verlieren, ein falsches Wort; die
Hörenden davor, ein falsches Wort zu hören.

Wir sind Außenwesen und Innenwesen,

ein Schleudern, ein Klatschen – nicht das unserer Hände, das von
nasser Kleidung gegen Maschineninnenraum, Klatschen von
Körpern gegen Wände, von Gewebekörpern.

Wir sind sprudelnd, schäumend, überschäumend, wir sind das

Getränk, das wir uns zuerst noch *kultiviert* in die Gläser gießen,
dann aber gierig aus der Flasche trinken, es nicht erwarten
können, an der Reihe zu sein: *Lass mir was über, hörst du!*

Wir sind der Schaum, der an der Oberfläche schwimmt.

Wir sind das innere und das äußere Auge zugleich,
sowohl die anderen als auch das Sprudelnd,

oberes und unteres Auge zugleich –
oder sind wir einfach das mittlere,
mittendrin und mittelmäßig?
Das alkoholische Sprudelgetränk und das schäumende Innere der
Maschine,
wir sind wir selbst und doch nicht,
wir sind eine verwaschene Idee unserer selbst.

Menschen aller Farben, Ein-, Aus-, Durchreisende.
Ein Mann mit schwarzem Helm bedient *die Maschine*.
Ein anderer gibt sich Mühe, das Boot zu steuern,
er zieht sich seine nasse Jacke an,
es ist kalt
es kostet ihn Mühe, die Jacke anzuziehen,
die nassen Körper aus der Maschine zu ziehen,
er müht sich ab.

Eine Frau telefoniert, erklärt sich, erklärt die Lage, bevor auch
sie von einer Welle erfasst wird, vom Beben, versucht sich
festzuhalten, an ihrem Gerät.

Eine andere mit einer großen Tasche auf der Schulter in Pink –
die habe ich doch schon einmal gesehen, ich habe sie schon
einmal gesehen.

Kann ich mal Ihre Papiere sehen?

Wer sind Sie?

Und wer befindet sich wo?

Wo befinden *wir uns*?

Aus- und durchreisende Papiere – die Schrift, die Buchstaben
vom Wasser unkenntlich, unleserlich gewaschen, ausgewa-
schen, aufgeweicht.

Welche Rolle spielen Sie hier, hier unten überhaupt?

Es surrt, fiept, flirrt, blinkt, leuchtet.

Die Geräusche – sie werden zum Dauerzustand, zur Kulisse,
vor der wir versuchen die einander zugeworfenen Worte
einzufangen,

sie schwellen an, füllen den Raum aus.

Ein Vibrieren, Zittern, ein Beben.

Etwas klappert, wie das Klappern von Besteck, von –

Wer isst hier, wer klackert, zittert – wetzt sein Messer?

Jemand versucht zu steuern, unser Boot zu navigieren, trotzdem
werden wir geschleudert –

nasse Körper gegen Maschinenwand, schäumend, wirbelnd.

Es ruckelt und wackelt, es ist laut, laut.

Die Notrufnummer

steuert aus der Ferne



Foto: Lena Prehal

remote, remote,

re-mode

re-model

Neu-Gestalten von: Strukturen, Konstellationen, Leben,

kannst du das Leben bitte anders

kannst du bitte

wieder auftauchen

aus den Ab- und Unter-

kannst du wieder

aus den Dimensionen

den verschobenen

dem Funkeln und Blitzen

kannst du einfach wieder –

Körper klatschen gegen Krater

Besteck klirrt

Menschen – wir – angeschwemmt wie Treibholz, wie, wie, wie –

angespült – wie kleine Teile aus dem Meer,

organisch oder menschlich, ich meine: Fleisch und Blut, Holz und

Faser

oder: Plastik – menschengemacht,

ausgespuckt.

Ich reise, also bin ich oder:

Does this make us evil, I mean: even?

Sind wir Feinde oder – *quitt*?

wir

Miteinanderreisende auf diesem Unterwasserplaneten

werden einander ähnlicher, je weiter wir miteinander reisen.



Ein weiterer Text von Kateřina Černá ist
in der *ausreißer*-Faltausgabe #99 sowie auf
<https://ausreisser.mur.at> zu lesen.



Klaus Lederwasch

stadt.teilen

die stadt

Ich bin nicht hier geboren
in diese Stadt wurd' ich geworfen
diese Stadt hat mich gehorft
deshalb hab ich ihr meinen Oarsch 'zeigt

Ich konnt' sie nicht mehr riechen
diese Nase war verstaubt
viel zu lang hat diese Stadt
an meiner Seel' raubgebaut

Sie hat mich in sich aufgezoen
sie hat sich an mir verschluckt
hat mich halbverdaut in hohem Bogen
auf den Asphalt gespuckt

Sie hat mich zum Fenster rausgeworfen
hat mich um mich selbst betrogen
aber tief im Herzen wird sie stets ein Dorf bleiben
drum hab ich mich ihr entzogen.



Ein weiterer Text von Klaus Lederwasch ist
in der *ausreißer*-Faltausgabe #99 sowie auf
<https://ausreisser.mur.at> zu lesen.



Foto: Corinna Klug

Precious Nnebedum

stadt.teilen

welcome to the drive-by district

schlossar park

this is how it feels like to be the forgotten people,
the forbidden district,
the left behind anti-socials.
this is what it sounds like to have stories burning at
the tip of your tongue with no one willing to listen.
deemed as insignificant as the wearisome promises
made on political podiums.
having the state and fate of your life determined by
the leftover funds shared on political podiums.
this is what it looks like to live in a never-ending cycle.
one you never asked to be a part of.
nothing more than another expendable piece of the
puzzle.

a weak argument in the “broken-win-
dow theory”.

a resident of the infamous “broken
glass district”.

you know misfits are characterized as
such based on their character as ques-
tionable as their appearance. i should
know, i’ve been one all my life.

you see, growing up behind the broken
façade of an otherwise intact build-
ing, you learn to see the inside of
your bubble as more of the problem.

because the core of the problem is found in the fact
that the probability of getting a job sadly expo-
nentially drops once my address is mentioned.

having to explain that where I live should not deter-
mine whether or not my qualification counts as
valuable.

and making up excuses like “i don’t live in triester,
just close to it or right after”,

telling an outright lie without remorse because truth
be told, that’s exactly what they want to hear.

i tell you, this is how important my future is
deemed with no hospitals in the area but both

final bus stops end at the cemetery. at least it spares me from
wondering where this journey should lead.

well let’s talk more of the kids, is this as much as our beloved city
can give?

we have a wide residential complex filled with men and men and
women, boys and girls, young and old, athletic and some less.

you see a bunch of low income, foreigners deported to the
infamous district,

their crime – being on income support.

the system argues “my sheep know my voice and they come
running at my call”, but i wonder if it had ever occurred to them
that maybe, just maybe the voice isn’t loud enough to get here?

does this look like what the youth needs?

an empty field turned doubled as a dog pasture



Foto: Lena Prehal

almost 4000 youths in the district and not a labyrinth in sight
so tell me, could there be a possibility of coincidentally neglect-
ing an entire people on purpose?

in the one corner, a prison built not only for criminals,
but for the dreams of the youth.

with walls high enough to keep all locked in who settle into this
cultural cocktail and thick enough to body you onto your knees
and keep you there.

empty benches on the sunniest of days.

gardens with signs forming fences of “hand- and footballs not
allowed on the premises”. another lock to be picked in this
glass window district.

it has been a while since love was last in the air,
now all i smell is social discrimination in all flavors of
resentment.
we'd wash it off but the pool has been stolen,
our mushroom's been replaced by a dried-up pond, stuffed up
with lost summer memories
a humble abode offered to any willing to stay there and warmly
welcomed by some with the warmest of hearts.
find us in the parks, find us in the yards, find us in the district
center
with stories burning at the tip of our tongues, waiting for
whoever is willing to listen.
liebe grüße aus der triester siedlung.

taggerfabrik

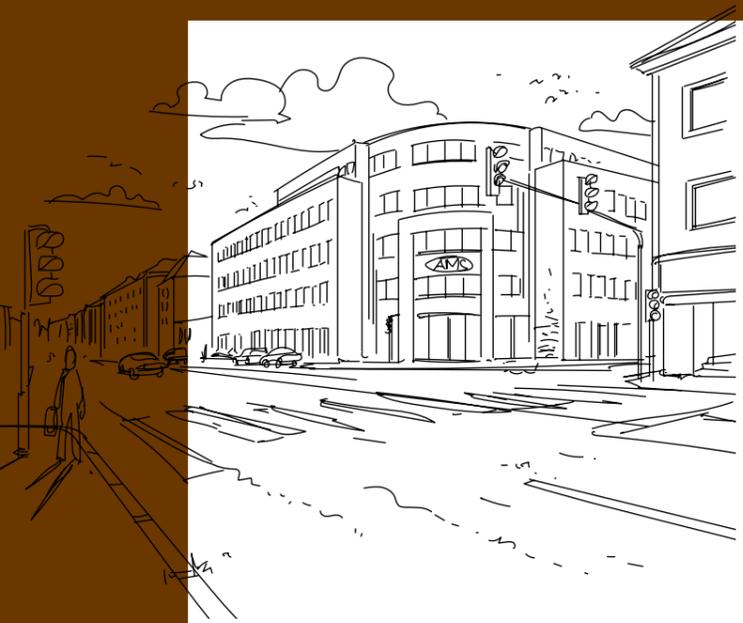
welcome to the drive-by district
the "red-light district"
the "make sure you're not out by night-time" district
the "police are not your friend" district
the "make sure you don't draw too much attention when you walk
by" district
the beauty of this district lies beyond what the eyes can see
on the outside, it may seem to take a lot more than it can give
but if you look past the distorted glass of the crystal globe, you
just might find the hidden gem within.
the st. john church breaking bread on thursdays,
the vinzi market and carla shops offering pieces of humanity at
an affordable price,
the district center closing the gaps left gaping open by modern
day urban poverty, serving warm meals to warm up even
warmer hearts,
the festivals and events,
the dancing and singing,
the caring and giving,
the loud music from the balconies,
and the cheerful laughter of children being children –
but only if you dare look past your prejudices you can see beyond
your noses.

welcome to the drive-by district
the "red-light district"
the "make sure to enjoy the night-time" district
the "police are still not your friend" district
the "make sure to wave at the next smiling face when you
walk by" district
the birthplace of the "triester bombers".
two things that can bring an entire community together is music
and sports

both of which are represented in abundance in this area
both old and young for the fairness-goal
you can try and tell our kids we're good for nothing and they'll
show you, they're good for gold as the triester bombers.
no need for a compass, they'll always find the post
even the police were too shaken up to challenge this district.
cos one things for sure: they'll bring it back to the
"drive-by" district
the over "nine thousand residents" district
a little city of its own with countable possibilities
the little new york city for those daring enough to dream
you may not understand what it means to grow up and knowing
you're becoming a part of something so complex, so diverse so
hard to explain but entirely easy to experience.
the songs sung in overcrowded houses,
the meals shared at street festivals
and glasses raised at local pubs with even more local people.
jokes passed on and down to younger generations
and older bones telling tales of younger days.
the most interesting thing is that what everyone else sees when
they drive by might as well be just the tip of the iceberg.
i've learned in such little time the intricacies of this
well-known district
the welcoming hearts of this notorious area.
i've been graced to have a glimpse of the riches that lie just
behind the façade of poverty. there is lack, but here there is
always a glass of smile to be offered.
not a broken one as we have come to be conditioned to believe.
but a half empty one, from someone willing to share.
about 9200 faces, hardly taken not of by the over 30.000 cars
that drive by daily.
one that has a lot higher quality of life to offer than is otherwise
portrayed.
one that isn't worthy to be graced with time or resources from
the city of graz, but thrives still regardless.
the beauty of this district lies beyond what the eyes can see
on the outside, it may seem to take a lot more than it can give
but if you just for once, dare to look past the distorted glass of
the crystal globe, you just might find the hidden gem within.
welcome to the drive-by district
the "red-light district"
the triester district.



Ein weiterer Text von Precious Nnebedum ist
in der *ausreißer*-Faltausgabe #99 publiziert. Die
deutschsprachigen Übersetzung aller Texte sind
auf <https://ausreisser.mur.at> zu finden.



Marie Luise Lehner

überarbeiten

protokoll der ereignisse

Eine Freundin arbeitet einen Winter lang im Nachtdienst beim Kältetelefon. Dafür schläft sie in einem Büro, in dem immer wieder ein Telefon klingelt, über das Passanten anrufen können, um zu melden, dass sie Menschen auf der Straße schlafen sehen, bei denen sie Angst haben, sie könnten dort erfrieren. Die Freundin hat eine Liste, nach der sie vorgehen muss, wenn sie so einen Anruf bekommt. Wenn der Mensch auf der Straße ärztliche Hilfe braucht, sagt sie die Öffnungszeiten und die jeweiligen Parkplätze des Minibusses durch, der in Wien die medizinische Versorgung für Obdachlose übernimmt. Nachts und am Wochenende hat der Bus geschlossen. Wenn es eine akute Notsituation gibt, empfiehlt sie den anrufenden Passanten die Rettung zu verständigen und wenn es nur darum geht, einen Schlafplatz zu finden, telefoniert sie nacheinander mit allen Notschlafstellen, die es gibt um herauszufinden, wo noch ein Platz frei ist und gibt die Adresse durch. Es gibt Menschen, von denen sie nach und nach weiß, sagt sie. Wegen denen immer wieder angerufen wird, die aber von dort wo sie schlafen nicht weg wollen. Eine Frau am Schottentor, zum Beispiel, sagt sie. Einmal ruft jemand wegen einer geflüchteten Familie mit zwei kleinen Kindern an. Die Freundin telefoniert mit allen Notschlafstellen der Stadt und es gibt nirgends einen freien Platz. „Ich habe nicht gewusst, was ich denen sagen kann“, sagt sie zu mir. In der Früh fährt sie mit der U-Bahn nachhause.

Das sogenannte „Winterpaket“ ist im Zuge der österreichischen Studentenproteste im Jahr 2009 ins Leben gerufen worden. Angesichts der großen Zahl der nächtigenden Obdach- und Wohnungslosen in den besetzten Hörsälen der Universitäten, wurden von der Stadt Wien Maßnahmen ergriffen, um diese in den Wintermonaten vor dem Erfrieren zu schützen.

Von November bis April gibt es seitdem jährlich Notquartiere, Wärmestuben und Tageszentren.

Rund tausendvierhundert Menschen nutzten die Angebote diesen Winter, wodurch die Einrichtungen nahezu voll ausgelastet waren. Sobald die Gefahr des Erfrierens vorbei ist, werden die Menschen ab Mai wieder sich selbst überlassen.

Ein Student, der sich im Seminar vorstellt, sagt, er sei in Berkeley aufgewachsen. Er wird gefragt, in welcher Straße er gewohnt habe. Er nennt einen Namen. „Da ist es nicht so schön“, antwortet der Professor. „Warum nicht“, fragt der Student, er habe schöne Kindheitserinnerungen an die Gegend. Der Professor antwortet, weil mittlerweile so viele Leute obdachlos geworden seien und dort auf der Straße leben. Man atme nicht gut, wegen all den Feuern der Leute, die in Zelten unter den Autobahnbrücken wohnen.

Ich stehe auf einer Kundgebung, auf der gefordert wird, dass die Notschlafstellen auch im Sommer geöffnet werden müssen. „Initiative Sommerpaket“ heißt die Aktion. Seit gestern haben die Notschlafstellen geschlossen. Es sprechen Menschen, die in Notschlafstellen arbeiten, in ein Megafon. Es spricht eine obdachlose Frau über versteckte Obdachlosigkeit von Frauen, für die es schwerer sei auf der Straße zu schlafen und die deshalb oft in gewaltgeprägten Abhängigkeitsverhältnissen leben würden. Sie spricht davon, wie sie durch ihre Obdachlosigkeit die Obsorge für ihr Kind verloren hat. Es spricht ein stark verkühlter Mann. Er ist mit einem Einkaufswagen gekommen, der randvoll mit Plastiksäcken beladen ist. Gestern sei die Notschlafstelle geschlossen worden und er habe draußen geschlafen. Es sei eiskalt gewesen. Während der restlichen Kundgebung sitzt er am Rand mit dem Gesicht auf den Knien und lässt den Rotz aus seiner Nase auf den Asphalt tropfen.

Mein Partner und ich sitzen im Kaffeehaus. Im Urlaub in den Bergen. An allen Tischen wird über Hamsterkäufe und über die ausgebrochene Krankheit gesprochen. Die alten Verwandten sagen, dass sie sich Sorgen machen. Ich weiß noch wenig. Ich sage, wenn es wirklich wie eine Grippe sei, würde ich mich nicht davor fürchten, sie einfach zu bekommen. Später verstehe ich, wie rücksichtslos es war, dass zu den alten Leuten zu sagen.

Wir sitzen im Zug am Weg zurück nach Wien. Ich lese am Handy die Information der Regierung, laut der jetzt keine Veranstaltungen mehr stattfinden sollen. Auf der achtstündigen Zugfahrt läutet mein Handy ununterbrochen. Am anderen Ende

sind Menschen, die mich nach und nach darüber informieren, dass ich alle Jobs im nächsten Jahr verliere.

Wir haben in unserer Wohnung einen Küchenboden und Fliesen neu verlegt. Wir haben die Parkettböden in den beiden großen Zimmern abgeschliffen und eingölt. Wir haben einen Holzofen eingebaut, ein Hochbett für Gäste, eine Vollholzplatte als Anrichte in der Küche. Im Bad und im Klo haben wir die alten, braunen Fliesen weiß überstrichen. Wir haben den Herd ausgetauscht und an einen neuen Platz gestellt. Wir haben den Külschrank, die Waschmaschine, das Klo ausgetauscht. Wir haben alle Wände viele Male wieder und wieder gestrichen. Wir haben die Therme und den Rauchfang warten und reparieren lassen. Es wurden Möbel hinein- und herausgetragen. Es haben hier viele Menschen gewohnt. Meine Schwester ist mit zwei Jahren hier eingezogen und mit ihrer Mutter wieder ausgezogen. Jetzt ist sie fast erwachsen. Ich bin immer geblieben. Ich bin immer noch da.

Ich habe hier Leute eingeladen, Leute weggeschickt, mit Leuten gewohnt. Hier wurde Musik gespielt und nur noch selten wird gefeiert, damit haben wir schnell aufgehört. Mehrmals hat die Polizei wegen dem Lärm geläutet. Einmal habe ich von Gästen dreißig Euro in Münzen eingesammelt, weil ich kein Bargeld hatte und einem der Beamten in die offene Hand gelegt. Immer wieder werden politische Sticker von unserem Briefkasten und unsere Namen vom Klingelschild gekratzt. Immer wieder wird hier gekocht, gesprochen und gegessen. Mit Gästen und in der Wohngemeinschaft zu dritt. Ich kenne die Menschen, in den Wohnungen rundherum. Ich sehe seit zehn Jahren die Menschen hinter den Fenstern der Häuser auf der anderen Straßenseite. Ich weiß, wo der Wind wie pfeift, wie die Haustür im Erdgeschoss klingt, kenne die Schritte der Hausbewohnerinnen am Gang. Ich kenne die Geräusche des Viertels.

Im Oktober nach vielen Jahren des Wohnens kommt mit der Post ein Räumungsbescheid. „Beschluss“ steht darin. Der Absender: das Bezirksgericht. Im November muss die Wohnung geräumt sein, steht dort. Die Gebühr, wenn die Wohnung geräumt werden würde, seien zweitausend Euro, steht dort. Die Gebühr für den Anwalt, wenn wir Einspruch erheben würden, seien dreihundertfünfzig Euro, steht dort.

Welcher Anwalt?

Auf meinem täglichen Radweg zur Universität gibt es eine Parkbank, auf der jetzt ein alter Mann und eine alte Frau wohnen. Sie haben viele Taschen und Koffer bei sich. Sie sind von einem Tag auf den anderen aufgetaucht und bleiben. Wenn ich vorbeifahre, schläft meistens einer der beiden. Nach einigen Monaten verschwindet die Frau und nur noch der Mann liegt alleine auf der Bank, oder sitzt mit abgestütztem Kopf da. Dann schließt die

Universität, ich fahre mit dem Rad nicht mehr den Weg entlang. Kurz darauf beginnen die Ausgangsbeschränkungen. Es ist nur mehr erlaubt mit einem Grund auf die Straße zu gehen.

Alle Informationen der Regierung, darüber inwiefern die neuen Richtlinien zu den Ausgangsbeschränkungen auszuführen seien, richten sich an Kleinfamilien. Zwei zusammenlebende Eltern mit Kindern. Wie sich verzweigter funktionierende Familien mit unterschiedlichen Eltern und unterschiedlichen Kindern verhalten, wird nicht gesagt. Auch uns wird nicht gesagt, wie wir uns verhalten sollen. Mein Partner hat so viele Mitbewohnerinnen, dass man sie an zwei Händen nicht abzählen kann. Ich lebe mit zwei Menschen in einer Wohnung, die vielleicht bald geräumt wird. Die Mitbewohnerinnen haben Beziehungen und enge Freundschaften. Wer wen noch sehen darf, ist nicht klar. In den ersten Wochen treffen die Mitbewohnerinnen und ich Menschen nur draußen und mit mindestens einem Meter Abstand. Ich war noch nie so allein. Ich sehe kaum jemanden. Meine Mitbewohnerin umarmt ihren Partner einen Monat lang nicht, trifft ihn einmal in der Woche, um mit ihm Fahrrad zu fahren.

Alle Menschen, die Häuser am Land haben, oder es sich irgendwie leisten können, verlassen die Stadt.

Ein Freund verbringt einige Wochen in der geräumigen Wohnung und auf der Dachterrasse eines Arztes, den er über eine Datingapp kennengelernt hat. Es ist nicht das Gleiche in einer kleinen Wohnung ohne Licht, oder in einer großen Wohnung mit Terrasse eingesperrt zu sein.

Auf der Straße sehe ich verzweifelte Mütter, die ihre Kinder anschreien. Es heißt, die häusliche Gewalt werde jetzt steigen. Im Radio wird die Frauennotrufnummer durchgesagt.

Ich habe keine Arbeit. Ich frage mich, wofür ich schreibe. Ich zweifle am Nutzen von allen meinen Tätigkeiten. Alle Dinge, auf die ich mich vorbereitet hatte,

auf die ich hingearbeitet habe, werden abgesagt.

Ich entscheide mich, gegen meinen Hausbesitzer vor Gericht zu gehen und erhebe Einspruch gegen den Räumungsbescheid. Alle Menschen in Beratungsstellen, die ich um Hilfe frage, sagen, dass sie sehr davon abraten, vom kostenlosen Pflichtverteidiger, auf den ich Anspruch hätte, Gebrauch zu machen. Die würden sich nicht mit der rechtlichen Lage auskennen. Ich bezahle eine Anwältin, damit sie mich gegen meinen Hausbesitzer vertritt. Die Gerichtstermine mit dem Hausbesitzer, der mich räumen möchte, weil er gerne das dreifache der Miete, die ich aktuell bezahle, verlangen würde, das sagt er mit so offen am Telefon, werden immer wieder verschoben. Während der Pandemie haben die Gerichte geschlossen.

Viele Schilder rund um Parks weisen darauf hin, dass man sich dort nicht mehr aufhalten darf. Spielplätze sind mit rotweißroten

Im Oktober nach vielen Jahren des Wohnens kommt mit der Post ein Räumungsbescheid. „Beschluss“ steht darin.

Absperrbändern eingehüllt. In Wien wird das „Winterpaket“ um drei Monate bis in den August verlängert. Dadurch stehen mehr Schlafplätze als üblich in den warmen Monaten zur Verfügung. In einigen Quartieren wurde auch auf Tagesbetrieb umgestellt, sodass Klienten den Ort in der Früh nicht mehr verlassen müssen. Ich lese in der Zeitung, dass viele Obdachlose jetzt vor den Tagesquartieren in Schlangen darauf warten würden, hereingelassen zu werden. Sie bekommen Probleme mit der Polizei, wenn sie sich draußen aufhalten. Es ist nur erlaubt auf der Straße zu sein, um einzukaufen oder sich die Beine zu vertreten. Obdachlose können oft nicht beweisen, dass sie das eine oder das andere tun. Aufgrund von Platzmangel stecken sich die Wartenden und die Menschen in den Quartieren gegenseitig mit dem Virus an.

In dem für zweitausendachthundert Personen konzipierten Lager Moria in Griechenland leben im März 2020 zwanzigtausend Menschen. Es ist Europas größtes Flüchtlingslager. In dem Lager herrschen wegen der Überfüllung seit Jahren menschenunwürdige Zustände.

Anfang Mai 2020 haben sechshunderttausend Menschen in Österreich aufgrund der Krankheit ihre Arbeit verloren. Es wird vor einem großen Anstieg der Obdachlosigkeit gewarnt. Laut Zahlen aus dem Jahr 2018 sind zweiundzwanzigtausend Menschen als wohnungs- oder obdachlos erfasst. Ich lese in der Zeitung, es gäbe die ersten Räumungsklagen und Gerichtstermine aufgrund ausstehender Mieten während der Ausgangsbeschränkungen.

Im Haus meines Freundes zieht eine Familie ein. Sie fragen, ob sie für ein oder zwei Monate unterkommen können. Sie kennen das Haus von früher und ziehen in zwei leerstehende Zimmer. Es sind ein Mann, eine Frau, zwei junge Burschen, die noch in Schule gehen und ein sehr schüchternes vierjähriges Kind.

Eine Freundin ruft mich am Abend an und erzählt von einem Mann, den sie gerade am Heimweg getroffen hat. Sie habe ihm eine halbe Monatsmiete für das billige Zimmer gegeben, aus dem er gerade hinausgeworfen wurde. Er habe sie eigentlich nur nach einer Decke gefragt, sich sehr geschämt das Geld anzunehmen und mehrmals beteuert, er wolle ihr das Geld zurückgeben. Er habe mit seiner Freundin und ihrem kleinem Kind schon seit einer Nacht im Stadtpark geschlafen.

Abends um sechs Uhr spielt der Radiosender „Radio Wien“ die Austropopnummer „I am from Austria“ von Rainhard Fendrich. Ein Lied, das ich öfter auf Demonstrationen der rechtsextremen Identitären Bewegung gehört habe als woanders, wo es möglicherweise gespielt werden könnte: in einer Skihütte, auf einem Eislaufplatz oder einem Christkindlmarkt. Alle Polizeiautos spielen kurz darauf jeden Abend das Lied aus dem Radio über ihre Lautsprecher. Sie fahren durch Fußgängerzonen und in Gemeindebauhöfe. Die Leute aus den vielen Stockwerken klatschen und winken.

Es gibt Drohnen, die eng an den Hausfassaden vorbeifliegen. Ein Freund erzählt, eine sei während dem WG-Plenum vor seinem

Fenster stehen geblieben und habe hineingeschaut. Er und sein Kollege schauen zurück. Jemand mutmaßt, dass das eine Polizeidrohne sein könnte, das halten die meisten für eine paranoide Theorie und alle lachen darüber. Zwei Tage später höre ich im öffentlich-rechtlichen Radio den Innenminister sagen, die Drohnen würden zur Verkehrsbeobachtung und zum Ausfindigmachen von Menschenansammlungen auf der Straße verwendet.

Anfang September 2020 ereignet sich ein Großbrand im Lager in Moira, der das Lager und die Habe der dort lebenden Menschen fast vollständig zerstört. Durch den Brand sind dreizehntausend Menschen obdachlos geworden. In den österreichischen Medien wird darüber diskutiert, ob man hundert unbegleitete Kinder in Österreich aufnehmen soll oder nicht. Der Bundeskanzler und seine Partei lehnen das ab. Sie können sich dagegen durchsetzen.

Aktivistinnen bringen vor vielen leerstehenden Häusern in Wien Schriftzüge an, die angeben, für wie viele Menschen dieser Ort jeweils Platz bieten würde. Sie wollen darauf hinweisen, dass alleine in Wien Platz für alle dreizehntausend Menschen aus dem Lager in Moria sei. Kurz darauf wird ein Haus in der Hetzgasse besetzt. „Hier ist Platz für hundert“ steht auf dem Straßenpflaster vor dem Haus. Es gebe zu wenig Platz für obdachlose Menschen und Menschen auf der Flucht, heißt es in einer Presseaussendung des Kollektivs. Durch Spekulation mit Leerstand wie dem leerstehenden und seit Jahren verfallenden Haus in der Hetzgasse werde leistbarer Wohnraum vernichtet. Einen Tag später wird das Haus geräumt.

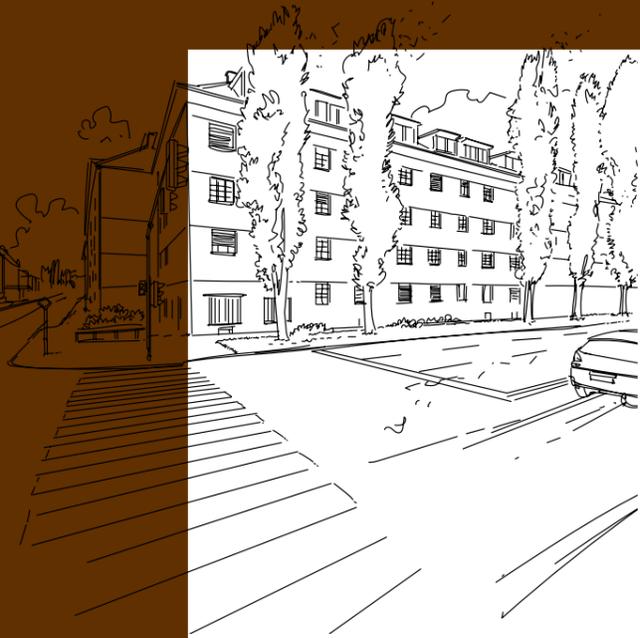
Eine Freundin, die seit Jahren im Winter in der Notschlafstelle arbeitet, ist zusammen mit Kolleginnen mit einem Anstellungsverbot belegt worden. Mehrere Mitarbeiterinnen wurden wegen politischer Aktivitäten und Engagement für die „Initiative Sommerpaket“ und mehr Sicherheit in der Corona-Pandemie nicht wiederingestellt. Anfang September erfährt sie zusammen mit anderen regelmäßig saisonal angestellten Mitarbeiterinnen, dass sie ab der kommenden Saison keine Anstellung mehr erhalten werden. Sie alle waren im Rahmen des „Winterpaketes“ für das Rote Kreuz als Betreuerinnen tätig. Sie sind jetzt arbeitslos. Es kommt der Winter und mit dem Winter neue Ausgangssperren.

Ich erhalte Briefe vom Gericht und ich bekomme in unterschiedlichen Zeitabständen Rechnungen der Anwältin. Es wird nicht klar, wann was wie viel kosten wird. Wie viel die ganze Verhandlung kosten wird. Wann diese Verhandlung ein Ende haben wird. Die Briefe vom Gericht haben viele Seiten und enthalten unverständliche Wörter. Das Gesetzbuch zu Mietrecht ist unglaublich dick und sehr schwer zu verstehen. Ich lerne: Das Gesetz ist für normale Menschen beinahe unverständlich und es ist nicht für alle gleich.

[...]



Der gesamte Text ist in der *ausreißer*-Faltausgabe #99 sowie auf <https://ausreisser.mur.at> zu lesen.



Christine Teichmann

stadt.teilen

in der triestersiedlung



Foto: Evelyn Schalk

Station 3: Mauergasse / Tor Karlau

Karlau

i wohn – waaßt eh
da draußen
in der Mauergassen
net weit vom Zentralfriedhof
i schau
auf de Karlau

sag do glei, wo’s d wohnst
kennt eh a jeda
wird kana mana
du warast söba ana
von dena

geh hör auf
a jeda

macht an fehla
nur weils uns zwa, nur weils an
no net erwischt ham
dawischn tuns an jedn
da brauch ma gar net redn
letztes Jahr
wia si de drei abseilt ham
so schnell kannst gar net schau
warns wieda daham
in der Karlau

i wohn – waaßt eh
da draußen
in der Mauergassen
i schau
auf de Karlau

wir tun net so gern drüber redn
aba frag da an jedn

ma wird deswegn net schlauer
vielleicht a bissl vorsichtiga
so auf dauer
im Schatten der Mauer

Station 4: Ressororf

Ressororf

Am Ende ist es immer die Liebe.
zu wenig oder zu viel davon
auf jeden Fall das Scheitern daran
und ein bisschen auch der Job – vielleicht ein Burn-out
du sagst dir: ein paar Monate Auszeit
einfach nur Fernsehschau'n und Wodka trinken
auf einmal sind aus den paar Monaten Jahre geworden –
ja und ganz sicher der Alkohol
Am Ende bist du hier und das „hier“ ist jetzt kein Zuhause, aber
ausgezogen ist trotzdem noch nie jemand, sagt der Krisz.



Foto: Evelyn Schalk

Hängen geblieben sind auch die Chefs, die Betreuer, und das
obwohl der Pierre gleich an seinem ersten Tag als Zivildienstler
– und das ist schon 15 Jahre her – von einem Hund gebissen
worden ist. Inzwischen gibt es keine Hunde mehr, sondern eine
Katzenfarm, 16 Katzen unter den Bauten, und es werden immer
mehr. Ein paar werden her geschenkt, aber die meisten bleiben.

Nein, ausziehen wird keiner.

Einer war mal 10 Monate weg, weil er sitzen musste, da war
was, aber so genau müssen wir das nicht wissen, wenn darüber
geredet wird, dann sagt man; er hat einen Blödsinn gemacht,
das reicht. Und einen Blödsinn, das hat schließlich jeder schon
mal gemacht, und nachher kommt man zurück, wie gesagt, es
ist nicht nach Hause, aber schön ist es, wieder da zu sein, und
ausgezogen ist noch keiner.

Manche sieht man gar nicht oder so gut wie nie, die sind wie
Einsiedlerkrebse in ihren Wohncontainern
Nein, die Container sind ja schon 2006 weg gekommen und durch
Holzbauten ersetzt worden
ein Wohn Modul für jeden, oder ein halbes halt
ein Bett ein Tisch ein Sessel
manche brauchen gar nichts
zu Hause ist das nicht
Jeder mault,
wenn du im Winter um 4 in der Früh 40 Meter durch die Kälte
aufs Klo musst
aber ausgezogen ist noch keiner.
Wenn über den Pierre geredet wird, dann klingt das wie „Bär“
und geduldig und gutmütig ist er ja
aber wie einen Bären soll man ihn auch nicht reizen
Auskommen müssen alle miteinander
auch wenn mal gestritten wird
und wenn jemand von außen kommt, halten alle zusammen
jeder hat einen Spitznamen

jeder hat Sehnsüchte und Träume
und Alpträume
die einen von der Telefonzelle aus anrufen lassen
dass er sich jetzt umbringt
und dann fragt die Polizei beim Pierre nach

Die meisten haben das Leben aufgegeben
aber das Leben hat sie noch nicht aufgegeben
ein halber Grabstein liegt da
aber das hat keine Bedeutung
der gehört zu einem Projekt
immer wird etwas gerichtet
immer wird etwas gebaut
dazwischen wird Schach gespielt und gegrillt
Zu Hause ist das nicht

aber ausgezogen ist noch keiner
und diesen Sommer bauen wir ein Swimmingpool.
Vielleicht – na ja, doch nicht – aber möglich wär's
wenn jemand so viel Energie hätte und Willen und Kraft
aber der wäre dann nicht hier, oder?

Am Ende ist es immer die Liebe.

zu wenig oder zu viel davon
auf jeden Fall das Scheitern daran
und nach dem Scheitern ist da noch ein Platz
Am Ende bist du hier und das „hier“ ist jetzt kein Zuhause,
aber ausgezogen ist trotzdem noch nie jemand, sagt der Krisz.



Der vollständige Stationentext ist
in der *ausreißer*-Faltausgabe #99 sowie auf
<https://ausreisser.mur.at> zu lesen.

zwischen drinnen und draußen

Auszüge aus Briefwechsel
zwischen Autor*innen
und Insassen der Justiz-
anstalt Graz-Karlau

[Christian]

Mir gefällt es, dass Du vorurteilsfrei an einen Dir unbekanntem Häftling schreibst, um die Basis für eine Korrespondenz zu ermöglichen. Menschlichkeit – das ist etwas, das in Zeiten von Künstlicher Intelligenz, Digitalisierung und riesigen Datenmengen peu à peu abhanden kommt.

Dein Leben in der so genannten Freiheit unterscheidet sich definitiv von dem Leben in dieser „Einrichtung“, allerdings gibt es auch hier Menschen mit Empfindungen, Intellekt, Talenten begleitet von viel Leid.

[Alfred Goubran]

Die Erfahrung, dass es die Welt von damals nicht mehr gibt, habe ich oft gemacht. Doch hat mir das auch bewusst gemacht, dass man im Schreiben entscheiden kann, was bleibt. „Alles ist vergänglich“ ist so ein Satz, den man bis 17 wahrscheinlich schon hundertmal ausgesprochen hat, aber begreifen kann man das nur schwer und erst spät im Leben. Dann weiß man, wovon man spricht. Und dieses Wissen kommt nicht nur aus den Erfahrungen, sondern es ist eine Gewissheit, beinahe etwas wie ein Gefühl oder ein Geschmack ... Gewissheit eben. Alles andere sind Worte ...

[Christoph Dolgan]

Obwohl ich Autobiografisches in meinen Texten tunlichst zu vermeiden versuche, gibt man sich doch irgendwie intellektuell und emotional nackt preis. Vor allem wenn man sich dazu entscheidet, seine Texte auch zu publizieren.

[Helmut]

Ich schreibe mit Computer. Vieles schreibe ich auch per Hand. Mit 30 Jahren als ich zum ersten Mal im Gefängnis war, fing ich an intensiv zu schreiben und zu lesen. Seit ca. 10 Jahren schreibe ich jeden Tag in mein Tagebuch und halte fest, was so geschehen ist und was mich beschäftigt. Tagebuch schreiben ist mir eine liebe Gewohnheit geworden und ist eine Art Psychohygiene für mich.

[Christoph Dolgan]

Ich habe Tagebuchschreiber immer um ihre Schreibdisziplin beneidet. Habe es selbst gerade einmal geschafft, seit einigen Jahren abends jeden Tag mit einem einzigen Wort zusammenzufassen, also eine Art Ein-Wort-Tagebuch, und selbst da hinke ich manchmal den Tagen hinterher ...

[Sandra Gugić]

Ich will noch etwas aus der Zeit berichten, die wie eine Leerstelle hinter mir liegt und gleichzeitig noch sehr präsent ist. Während ich in den letzten Monaten mein Manuskript fertiggestellt habe, war die Welt rundherum ja auf ganz leise gestellt, die Straßen wie leergefegt, die Spielplätze gesperrt. Alles ungewohnte Bilder und Verhaltensweisen, die neu gelernt und verarbeitet werden mussten. Das Schreibleben oder das Schreiben bedingt diese innere Stille ohnehin, aber diesmal war das schon anders, weil nicht selbst gewählt. Und ein Ende nicht absehbar war. Eigentlich immer noch nicht ist. Es ist eigenartig, anderen zur Begrüßung nicht mehr die Hand zu reichen, immer Abstand zu halten, das Bild der Menschen mit Mund-Nasen-Schutz in den öffentlichen Verkehrsmitteln und Räumen. Was macht das mit uns? Und von überall die Frage: Wird diese Zeit unsere Gesellschaft verändern? Was denken Sie? [...]

[Karl]

[...] Mittlerweile hat sich meine Sicht auf die Welt, speziell auf die Realität, die sich meiner Wahrnehmung nach bisher selbst-



Foto: Corinna Klug

verständlich und unhinterfragt als wahr und logisch darstellte, aufgrund tagelanger und permanent anhaltender Trugbilder, ganz schön relativiert. Ich war mir danach noch zwei, drei Tage unsicher, ob ich mich jetzt wirklich im realen Umweltgeschehen befinde, oder ob alles nur klartraumhafte flüchtige Interpretationen meines Gehirns sind.

Als ich nun Ihren Brief Nr. 5 erhielt, freute ich mich auch deshalb besonders, weil er eine erwünschte Bestätigung für die Tatsächlichkeit meiner erlebten Erinnerungen war, der mir vertraute Sicherheit durch bewiesene Beständigkeit von willkommenen Ereignissen belegte.

Wann Sie diesen dritten Brief erhalten werden, steht wohl, wie so Vieles derzeit in den Sternen?! Ich vermute aber doch irgendwann im Wonnemonat Mai.

Der „wORTwechsel“ mit Ihnen tut mir auch sehr gut, nicht nur weil die eigenartige Schreibweise mir impliziert, bald den ersehnten Ortswechsel nach Wien zu erleben; er fördert ja auch meine Gedankenreisen und die Freude einen Menschen zum Gedankenaustausch gefunden zu haben.

[Alfred Goubran]

Es ist ja eine sehr trübe Zeit und da ist mir erst aufgefallen, was für ein positiver Mensch Du bist, Dein Brief hat mich sehr, sehr gefreut und auch ein wenig aufgebaut. Nicht, dass ich extrem unter der Zeit leide, aber ich bin etwas erschöpft, nachdem ich die Biographie und noch ein zweites Buch (eine Überarbeitung) abgegeben habe; und auch etwas planlos, der Natur der Zeit entsprechend. Die „Künstlerversorgung“ durch die zuständigen Stellen läuft ja erstaunlich gut, was vielleicht auch mit ein Grund ist, dass aus dieser Ecke kaum kritische Stimmen zu vernehmen sind. Es ändert sich viel im Moment, ich orte einen schleichen- den Umbruch und eine Umverteilung, als würden irgendwo die Karten neu gemischt und ich glaub nicht, dass die Welt nach den Lockdowns (falls das wirklich einmal ein Ende hat) dieselbe sein wird. In welche Richtung lässt sich schwer sagen, doch sind die Veränderungen umfassend und weltweit.

[Karl-Severin]

Ich liebe es, nach Fehlern zu suchen. So suche ich in einem Rätselbild mit angegebenen fünf Fehlern stets nach dem sechsten und freue mich wie ein Kind, wenn ich tatsächlich einen finde. So fallen mir auch sämtliche Ungereimtheiten in Musikvideos und Filmen auf – wenn die Sängerin beispielsweise auf der Hälfte der Videosequenzen rosarote Handschuhe trägt und auf den anderen bloß nackte Hände zu sehen sind. Oder dass beim „Freibeuter der Meere“, angesiedelt vor mehreren hundert Jahren, plötzlich im Hintergrund ein Kreuzfahrtschiff neuester Bauart durchs Bild fährt. Dieselbe Genauigkeit lege ich aber auch bei meinen Romanen an den Tag. Da darf mir auf keinen Fall so ein Fauxpas passieren. Da wird alles bis ins kleinste Detail recherchiert.

[Christoph Dolgan]

Ich muss ja gestehen, dass ich im Hinblick auf das Schreiben wohl zu den „Krisengewinnlern“ zähle, da ich aufgrund der langen Kurzarbeitsphasen sehr viel Zeit dazu hatte. Und diese auch wirklich ganz gut genützt habe: Zumindest rein quantitativ habe ich noch in keinem anderen Jahr davor so viel geschrieben. Na, mal schauen, ob irgendwas davon auch brauchbar sein wird...

[Martin]

Wie wir zurzeit über Lockdowns sprechen, ist nicht nur befremdlich, sondern auch irgendwie beängstigend. Unweigerlich fühle ich mich an ein Szenario wie in Orwells *1984* oder ein Land wie *Vendetta* erinnert. Ein Land, in dem totale Kontrolle herrscht und irgendwie sind wir am besten Weg dorthin. Die Bevölkerung ist in vielen kleinen Schritten auf so eine Situation vorbereitet worden. Noch zwei oder drei Lockdowns mehr, steigende Todeszahlen, und man kann den Österreichern so gut wie alles verkaufen. Auch totale Überwachung. Was hat die Pandemie mit den Kameras zu tun? Es wird unterschwellig Angst geschürt. Angst vor Übergriffen.

[Sandra Gugić]

Sie fragen, dürfen wir uns sicher fühlen? Wir sollten uns auf jeden Fall uns selbst und anderen gegenüber solidarisch und sozial verhalten, einander Sicherheit geben soweit das möglich ist. Was eben zu beeinflussen ist. Aber die eigenen Möglichkeiten sollten auch nicht unterschätzt werden. Das Private ist nicht wenig politisch, auch die Entscheidungen die wir tagtäglich treffen im sozialen Umgang sind es. [...]

[Kurt]

HIER sollte also ein kleines Aquarell kleben. Arbeitszeit 30 Minuten. Hatte leider nicht länger Zeit. Wie man das im „wORTwechsel“ verwenden kann? ...

Ich schreibe mittags, wie eben, sehr schlecht. Am besten bin ich nachts. Dann werden meine Sätze nicht so langatmig. Genau die Zeit als Erzähler in den Heimen. Vielleicht ein Überbleibsel von damals. Ich werde in meinem nächsten Brief an Dich etwas ganz Neues ausprobieren: Direkt und unkorrigiert.

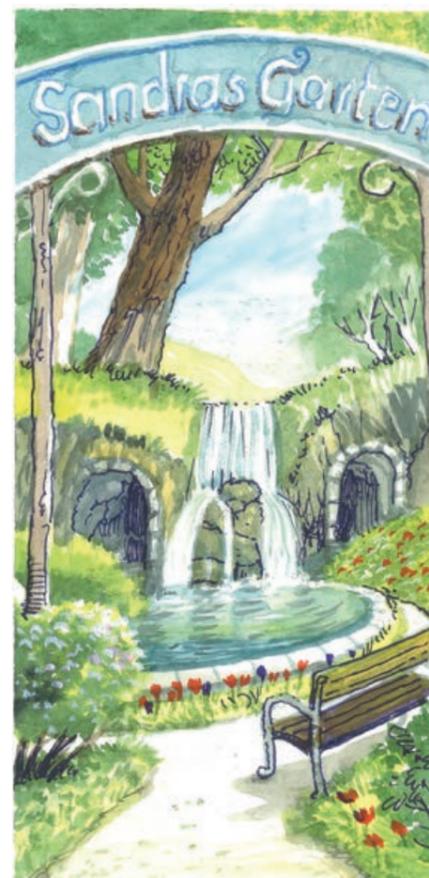


Bild: Kurt



Umfassendere Ausschnitte aus den Korrespondenzen sind in der *ausreißer*-Faltausgabe #99 sowie auf <https://ausreisser.mur.at> zu lesen.



Martin Murpott

wasch.gang

eine hausbesetzergeschichte

[...]

Der anthrazitfarbene Büroteppich aus Flachgewebe, auf dem Eberwein hin und her marschierte um seine Gedanken zu ordnen, begann schon Furchen zu ziehen. Noch nicht ganz klar zu diesem Zeitpunkt war ihm nämlich, ob er die ganze Sache sportlich oder persönlich nehmen sollte. Eberwein hatte definitiv nichts gegen Hausbesetzer und auch nichts gegen besetzte Häuser, denn er gehörte ja quasi selbst einmal zu dieser Brut. Aber warum zum Teufel musste es ausgerechnet seine Immobilie sein und nicht irgendeine andere leerstehende Hütte in dieser verfluchten 291.000-Einwohnerstadt? Normalerweise würde sich das Problem ja spätestens mit Uni Beginn im Oktober oder Kälteeinbruch im November von selbst erledigen. Ohne Heizung an einer Bachelorarbeit über den Sprachwitz US-amerikanischer Stummfilme zu schreiben, konnte eine ziemliche Challenge werden, wenn man ohnehin schon zweimal den Abgabetermin verschoben hatte. Nur leider begannen inzwischen auch die Medien das Thema

aufzugreifen. So titelte etwa die Onlineausgabe der eher konservativen *Kleinen Zeitschrift*:

„Mutmaßliche Linksextremisten haben bürgerliches Wohneigentum als Geisel genommen! Rindviech-Haus in der Ägydiegasse wurde aufs Brutalste besetzt.“

Von Gewalt konnte zwar wirklich keine Rede sein, jedoch musste Eberwein es sich vorerst wohl abschminken, die Wohnungen, geschweige denn das ganze Haus, auf den freien Markt zu schmeißen. Kein Mensch würde ihm eine besetzte Bude abnehmen, zumindest nicht zu den vulgären Preisen, die er sich so vorstellte. Eberweins jüngeres Ich hätte sich bei dem Gedanken, jemals ein Haus räumen zu lassen, vermutlich postwendend selbst entführt, doch im Hier und Jetzt erschien ihm die Entscheidung nur logisch.

Letztendlich kostete es Eberwein nur genau 15 Minuten telefonische Zeit, um die Dinge in Gang zu setzen, die nach Ablauf eines 18-stündigen Ultimatums am folgenden Dienstag zur Mittagszeit ihren Höhepunkt finden sollten. Exakt um 17:45 Uhr begann er mit Immobilienanwalt Janosch Artnig, einem langjährigen Freund und Tischtennispartner, Rücksprache über die weitere Vorgehensweise zu halten. Dieser füllte noch während des Gespräches eine dementsprechende Vorlage aus und erstattete gemäß § 338 ABGB via E-Mail Anzeige wegen Hausfriedensbruch. Gleich darauf, und zwar um exakt 17:59 Uhr, erkundigte sich Eberwein bei der zustän-

digigen Polizeidienststelle, wann die Sause denn spätestens beginnen konnte. Gruppeninspektor Xandl Maisch, bei dem die Anzeige schon ausgedruckt auf dem Tisch lag, hatte den Anruf von Eberwein bereits erwartet. Er war kein Mann vieler Worte und hatte auch seinerseits bereits Rücksprache gehalten.

„Wir haben noch ein paar amtliche Dokumente

Foto: Lena Prehal



ausreißer

zu stempeln, ein paar Leute zu mobilisieren und ein paar Schlagstöcke zu schmieren, Herr Stocker. Im Idealfall haben wir diese Chaoten auch schon wieder draußen, noch bevor morgen die Barbara Karlich Show startet!“

Denn Gruppeninspektor Maisch nahm die Angelegenheit durchaus sportlich. Um 18:00 Uhr legte er den Hörer auf und wies einen Untergebenen an, den Besetzerinnen das eingangs erwähnte Ultimatum zu stellen. Obwohl von der Richtigkeit seines Tuns überzeugt, war es für Eberwein bei weitem kein Schlaf der Gerechten, der ihn am selben Abend in seinem Boxspringbett übermannte. Vor allem aber war es kein dauerhafter. Als Eberwein um Punkt ein Uhr nachts entsetzt die Augen aufriss, hatte er das Gefühl, als würde man gerade eine Stalinorgel durch seine Gehörgänge feuern. Schmerzverzehrt griff er sich an seine Ohren und brauchte noch mindestens acht Takte des in ultrabrutaler Lautstärke gespielten D-Beats um zu realisieren, was hier vor sich ging. Vor seinem Bett schwebte eine Gestalt, deren Gesicht nach einer obskuren Mischung aus altem Iggy Pop und jungem Skeletor aussah. Sie war mit einem weiß-blauen Matrosenanzug bekleidet und wirkte darin, als käme sie gerade von einem Kindergeburtstag im wilhelminischen Deutschland. Auf ihrer Schulter trug die Gestalt einen Ghettoblaster, dessen Krach wiederum für den unglaublichen Schmerz in seinen Lauschern verantwortlich war. „*What the fuck?! What the fucking fuck?! Wer verfickt nochmal bist du?*“ Eberwein schrie so laut er konnte, um den Lärm des Blasters zu übertönen. Nachdem die Gestalt den Lautstärkenregler auf annähernd Null gedreht hatte, stellte sie sich mit höflicher und fast kindlicher Stimme vor: „*Ich bin – so wie dir bereits im Vorfeld angekündigt wurde - der erste der drei Geister, die dich heute Nacht heimsuchen werden. Ich bin der Geist der vergangenen Hausbesetzung und heiße Heimo.*“

„*Alter! Abgesehen davon, dass ich vermutlich träume und ohne hin gleich aufwachen werde, aber mir wurde überhaupt nichts angekündigt!*“

Das Gesicht des Geistes verfinsterte sich und seine leeren Augenhöhlen begannen rot zu glühen. „*Das kann es doch wirklich nicht sein. Es ist immer das Gleiche. Da hat doch Marlies diese alte Schnapsdrossel schon wieder ihren Dienst verschlafen. Seit sie bei der Gewerkschaft ist denkt sie wohl, sie kann sich alles erlauben*“ Heimo schüttelte resignierend den Kopf und stellte den Ghettoblaster neben sich in die Luft, wo dieser ohne fremdes Zutun einfach ebenfalls vor sich hin schwebte. Danach fuhr er seine drahtig-skeletartigen Arme aus, um damit nach Eberwein zu greifen.

Einen Silberblitz, einen Donnerknall und einen Konfettiregen später fand sich Eberwein, wie konnte es auch anders sein, ebenfalls schwebend wieder. Genauer gesagt schwebte er links neben dem Geist der vergangenen Hausbesetzung, ungefähr vier Meter über dem verschlammten Vorhof der ehemaligen Sankt Andrä-Schule und direkt vor einem der großen, schäbigen Fenster selbiger. Nach Heimos Berührung fühlte sich Eberwein für einen kurzen

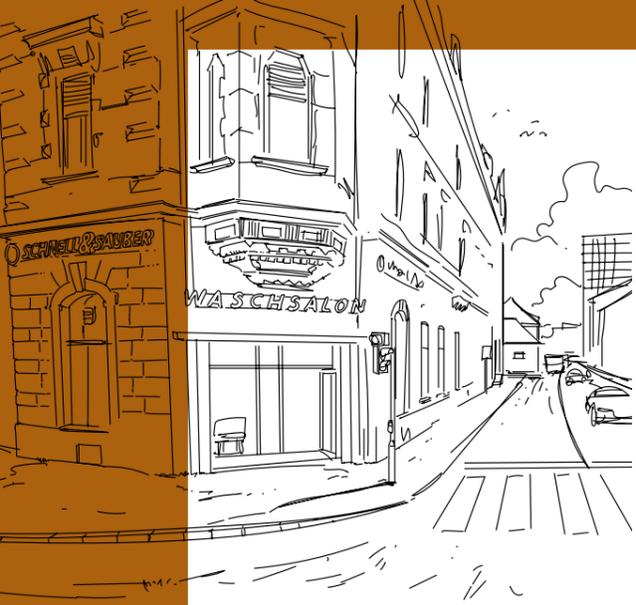
Moment, als wäre es Silvester und LSD-Trip an einem Abend. Aber als die Sekunden der völligen Benommenheit vergangen waren, begann er zu realisieren, wo er sich befand. Man schrieb das Jahr 2007 und in Graz hatte man sich wieder einmal an einem gepflegten Squatting versucht. Die Besetzung des Objekts in der Grenadiergasse 2 dauerte nur wenige Tage an, doch in dieser einen Nacht ging dort eine ziemlich gute Party ab. Zumindest solange, bis Eberwein den politischsten Korb seines Lebens bekam. Um das Geschehen hinter der dreckigen Fensterscheibe besser beobachten zu können, reckte sein 2020er-Schwebe-Ich den Kopf nach vorne. Ein Konglomerat an Hausbesetzerinnen, Punks und Linke Szene-Grazern bevölkerte tanzend das ehemalige Klassenzimmer. Die Wände waren bereits mit Parolen a la „Spekulatius statt Spekulanten“ oder „Die Häuser denen die drin wohnen“ besprüht. Ein Aktivist verkaufte Billigbier zum Selbstkostenpreis und in der Ecke hatte man ein DJ-Pult, einen Plattenspieler und ein paar Boxen aufgebaut. Eberweins Blicke durchforsteten das Zimmer bis er fand was er suchte. Sich selbst und Lissy aus Wien! Lissy aus Wien war gleichermaßen alternativ wie hübsch. Im Gegensatz zu Eberwein, der eigentlich nur wegen dem üblichen Sehen und Gesehen-Werden in der Grenadiergasse war, hatte sie sich von vornherein an der Hausbesetzung beteiligt. Lissy tat was sie tat aus vollster Überzeugung und Eberwein hatte sich den ganzen Abend Mühe gegeben, sie mit seinem oberflächlichen Wissen über Judith Butler zu beeindrucken, das er irgendwann mal auf der Uni aufgeschnappt hatte. Lissy wiederum erzählte ihm von der Notwendigkeit feministischer Freiräume, und da er ihr nur halberzig zuhörte, dachte er bis zu diesem Zeitpunkt auch, dass da heute noch was laufen könnte. Hätte Eberwein ihr nicht nur halberzig sondern tatsächlich zugehört, hätte er wohl begriffen, dass Lissy aus Wien definitiv nicht hier war, um sich von einem random Szene-Grazer anbraten zu lassen. Er hätte verstanden, dass feministische Freiräume unter anderem bedeuten, als Frau auch mal abtanzen zu können, ohne dauernd fickfixierte Dudes abwimmeln zu müssen. Vor allem aber hätte er verstanden, dass der Versuch, Lissy während eines Songs der Band Bikini Kill zu küssen, völlig unangebracht war. Der Kussversuch endete damit, dass Lissy ihm zuerst in die Schulter boxte, um ihm dann ein „*Was soll das denn jetzt, Oida?*“ ins Gesicht zu brüllen. Die darauf folgende kurze, aber finale Standpauke über fehlenden männlichen Respekt lenkte auch die Blicke der anderen Tanzenden auf Lissy und ihn, worauf Eberwein wie ein begossener Pudel den Raum verließ und sich nachhause begab.

[...]



Ein Auszug aus einem weiteren Text von Martin Murpott ist in der *ausreißer*-Faltausgabe #99 zu lesen, beide Gesamttexte sind auf <https://ausreisser.mur.at> publiziert.

ausreißer
FALTAUSGABE
#99



Johannes Wally

wasch.gang

der traum von den pedalen

1.

Ein Albtraum wird dich wecken, dabei fängt alles ganz harmlos an.

Wie?, hat Hannah gerufen und dabei ihre kurzsichtigen Augen aufgerissen: Du kannst nicht Rad fahren?

Nein.

Hat es dir niemand beigebracht, als du klein warst?

Nein.

Du bist froh, dass Hannah nicht wissen wollte, warum es dir niemand beigebracht hat. Du hättest nicht erklären können warum. Aber Hannah hat nicht nachgefragt, sondern dich an der Hand genommen, energisch und fürsorglich, wie es Menschen tun, die wissen, was gut für dich ist, und erklärt: Das müssen wir ändern.

2.

Du bist vielleicht ein Träumer, aber kein Idiot.

Deshalb bezweifelst du auch, dass man unbedingt ein Fahrrad kaufen muss, um das Fahrradfahren zu erlernen. Man könnte sich auch eines ausborgen. Doch Hannah meint, dass man das Radfahren in deinem Alter nur erlernt, wenn man eine Verpflichtung eingeht. Und ein paar hundert Euro sind selbst für eine gut gefüllte Geldbörse eine Verpflichtung, und deine Geldbörse ist nicht sonderlich gut gefüllt.

Jetzt stehst du vor dem Fahrradgeschäft inmitten eines Innenhofs im 5. Grazer Stadtbezirk, links von dir Hannah, rechts von dir der Besitzer des Fahrradgeschäfts. Er stellt vor dir ein Rad ab, das für deine Zwecke viel zu teuer ist. Der Rahmen ist silbergrau und schlank, die Enden des Lenkers geschwungen wie Bugwellen. Könntest du Rad fahren, könntest du mit diesem Rad *richtig gut* Rad fahren.

Der Besitzer des Fahrradgeschäfts legt dir die Vorzüge des Fahrrads dar: der Rahmen diamantförmig, die Räder scheibengebremst, die Kettenschaltung präzise. Doch du müsstest diese Vorzüge



Bild: Lena Prehal

Fahrräder, wohin man schaut - das Lemur Bike & Bones befindet sich im Innenhof der Griesgasse 24 in Graz.

gar nicht kennen. Die Form des Fahrrads hat deine anfänglichen Zweifel bereits zerstreut. Mehr noch, sie hat dich in ihren Bann gezogen. Denn diese Form ist ein geflüstertes Versprechen, verrückt und glamourös wie eine Affäre aus den 1950er-Jahren, vorzugsweise an der Côte d'Azur und mit Brigitte Bardot.

Du musst dieses Rad besitzen.

Ohne viel nachzudenken nimmst du den Lenker des Rads und hebst ein Bein, um aufzusteigen, elegant und lässig, wie du es so oft schon gesehen, aber selbst noch nie getan hast. Doch kaum, dass du das Bein über das Oberrohr geschwungen hast, spürst du ein Stechen in der Leiste, so spitz und so tief, dass du aufschreien könntest. Den Schrei kannst du unterdrücken, doch das Gleichgewicht nicht halten. Du wärst gestürzt, hätte Hannah dich nicht gestützt.

Als du wieder mit beiden Beinen am Boden stehst und das Stechen in der Leiste nachlässt, lachst du, als sei das alles nur ein Versehen. Der Besitzer des Fahrradgeschäfts sieht dich zweifelnd an. Du aber erklärst ihm wortreich und als ob du ihn überzeugen müsstest, dass du das Fahrrad kaufst.

Du wärst ja ein Idiot, wenn du es nicht tätest.

3.

Doch ein paar Tage später sitzt du nicht im Sattel deines zweirädrigen Versprechens, sondern liegst mit gespreizten Beinen auf dem Untersuchungstisch eines emeritierten Professors für Urologie, der dir auf private Rechnung sofort einen Termin gegeben hat.

Gut, dass Sie kommen, sagt er beinahe freundlich.

Tatsächlich ist die Diagnose, die der emeritierte Professor nach Tastbefund und Ultraschall stellt, niederschmetternd. Du bist wehrlos und nimmst es sogar hin, dass der Professor beim Aufnehmen deiner Daten als Beruf „Verkäufer“ angibt, obwohl du „Sales Manager“ gesagt hast.

Als dir nach der Untersuchung die Sprechstundenhilfe eine Laborüberweisung in die Hand drückt, wirft sie einen Blick auf die Diagnose und fragt erstaunt: Fahren Sie so viel Fahrrad?

4.

Hannah hält deine Hand, als du ihr von der Diagnose berichtest. Sie tut es jedoch nicht, wie es Menschen tun, die wissen, was gut für dich ist, sondern unbeholfen und mit feuchten Fingern. Keine Woche später kreist eine Oberärztin die Stelle, an der du operiert werden sollst, mit einem roten Filzstift ein. Ihre Bewegungen sind nicht fürsorglich, sondern energisch und effizient, und als du halb scherzend, halb fürchtend fragst, ob sie auch die richtige Stelle eingekreist hat, sagt sie ohne Anflug von Humor: Ja.

[...]

ausreißer
Die Grazer
Wandzeitung



Ein Auszug aus einem weiteren Text von Johannes Wally ist in der *ausreißer*-Faltausgabe #99 zu lesen, beide Gesamttexte sind auf <https://ausreisser.mur.at> publiziert.

IMPRESSUM

Chefredakteurin: Evelyn Schalk

Redaktion: Ulrike Freitag

Special Guest: Stephanie Liebmann

Autor*innen: Veronika Bohrn Mena, Kateřina Černá, Corinna Klug, Klaus Lederwasch, Marie Luise Lehner, Martin Murpott, Precious Nnebedum, Lena Prehal, Christine Teichmann, Johannes Wally

Gestaltung: Guido Satta

Affichierung und Vertrieb: Valentin Francu



VERLEGER UND HERAUSGEBER:

ausreißer – Grazer Wandzeitung. Verein zur Förderung von Medienvielfalt und freier Berichterstattung

KONTAKT:

Post: *ausreißer* – Grazer Wandzeitung, c/o Forum Stadtpark, Stadtpark 1, A-8010 Graz
Telefon: +43 316/827734-26, +43 676/3009363

Email: ausreisser@mur.at

Internet: <http://ausreisser.mur.at>

Newsletter: <http://ausreisser.mur.at/newsletter>

Facebook: [Wandzeitung: ausreißer](https://www.facebook.com/ausreisser) Twitter: [@ausreisserInnen](https://twitter.com/ausreisserInnen) Instagram: [ausreisser_wandzeitung](https://www.instagram.com/ausreisser_wandzeitung)



Der *ausreißer* ist ein offenes Medium, die Zusendung von Beiträgen somit herzlich erwünscht, die Publikationsauswahl liegt bei der Redaktion, es erfolgt keine Retournierung der eingesandten Beiträge.

Die Autor*innen zeichnen für die Inhalte ihrer Beiträge selbst verantwortlich, die darin vertretenen Positionen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider.

© Die Rechte verbleiben bei den Autor*innen.



Da der *ausreißer* auf Anzeigenschaltung verzichtet um tatsächlich unabhängig publizieren zu können, ist Eure Unterstützung besonders wichtig:

IBAN: 1200 0500 9409 4554 BIC: BKAUATWW

Soli-Abos könnt ihr hier bestellen: <https://ausreisser.mur.at/support>

STANDORTE:

Kunsthau Graz, Schlossbergplatz Graz, Geidorfkino, Forum Stadtpark, Passage Palais Trauttmansdorff, Pädagogische Hochschule Hasnerplatz, Fassade der Kirche St. Andrä, Schaumbad – Freies Atelierhaus Graz, KiG! – Kultur in Graz, Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit, Literaturhaus Graz, Jugendtreffpunkt Dietrichskeusch'n, Jugendzentrum Mureck, Theaterzentrum Deutschlandsberg

Der *ausreißer* ist als kostenlose Faltausgabe zum Mitnehmen sowohl an den oben genannten Standorten als auch bei zahlreichen weiteren Kunst-, Kultur-, Sozial- und Bildungseinrichtungen sowie in Cafés etc. erhältlich!

THEMA DER NÄCHSTEN AUSGABE:

SONDERAUSGABE: Jubiläumsnummer zur 100. *ausreißer*-Ausgabe

